

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 2

Artikel: Frau Menga [Fortsetzung]
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2 - 1933

*

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

*

23. Jahrgang

Sei stark! Von E. Sagburg.

Du bist nur einer in der Menge, Nicht dir allein gehört dein Leben; Darum sei immerfort am Werke,
Doch kommt es auf den einen an, Als Teil von deines Volkes Kraft Um frisch, gesund, bereit zu sein,
Damit dein Volk sich aus der Enge, Sollst du dich über dich erheben, Dich stets in voller Jugendstärke
Aus Leid und Not befreien kann. Die Zukunft fordert Rechenschaft. Dem Werk für's ganze Volk zu weih'n.

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

2

Dumpfes Dröhnen schreckte morgens um vier Uhr Frau Menga aus schwerem Schlafe auf. Sie wollte sich aus dem häßlichen Traum loswinden, wie sie oben unter der Türe ihrer Sommermieter mit harten Worten den Sohn wegrief, der unbeweglich zwischen der Frau Direktor und deren Tochter verharrte. Aber immer wieder starrte sie in ohnmächtiger Qual auf Fortunat, der in heimlichem Einverständnis mit den Fremden überlegen sie belächelte.

Frau Menga richtete sich auf. So dumm zu träumen! Nie hatte sie Fortunats freundschaftlichem Verkehr im Hause des Direktors, wie seine Stellung ihn bedingte, gewehrt, und früher, als die Familie je ein paar Sommerwochen lang in der Casa Crestas sich eingemietet hatte — plötzlich fiel ihr eine ähnliche Szene ein wie in ihrem Traum, aber da hatte die Frau Direktor ihr kleines Mädchen von Frau Mengas Abendtisch weggeholt, wo sie strahlend zwischen ihr und Fortunat gefessen und, von der Mutter eingeschüchtert, in übersprudelnder Erzählung unterbrochen worden war. Seit dem hochmütigen Verweis, daß das Kind fremde Leute nicht belästigen dürfe, hatte Frau Menga sich zurückgezogen.

Neues Dröhnen: Böllerschüsse, knatterndes Gewehrfeuer, der Festmorgengruß der Burschen. Das Fest war ja heute, das große Fest von Breil, Maria Himmelfahrt und Breiler Kirchweih. Frau Menga stieß einen Laden auf und — schämte sich ihrer leisen Enttäuschung über den wolkenlosen zarten Morgenhimmel. Sie wollte doch den vielen andern den blauen Tag zum Feste gönnen, wenn auch sie umsonst auf den Sohn und seine Ueberraschung, seine große Entscheidung, gewartet hatte.

Gestern abend hatte ein Telegramm ihr seine Grüße zum Fest gebracht und einen Brief angekündigt. Die Nacht

hatte sie stundenlang in Mutmaßungen sich zerquält, bis sie plötzlich, von Hoffnung und Furcht gejagt, nicht widerstehen konnte, ein altes Orakel zu fragen, und statt der Bibel ein Bändchen Goethe aufschlug an der Stelle: „Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen; so wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben, sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.“ So war der Sohn für sie und die Heimat verloren.

„Ach“, tröstete sie sich, „so eine kindische Mutter!“ Das Buch hatte sich hier öffnen müssen. An diese Stelle hatte ihr Gatte einst als Merkzeichen ein Bild gelegt, als sie über Fortunats Eitelkeit sich geforgt, den sie vor dem Spiegel über der Bewunderung eines neuen Kleidchens ertappt hatte. Er sei so schön in diesem Kleidchen, hätte die Tante gesagt. Erschrocken hatte Frau Menga damals im Sohn den Gatten wieder vor sich gesehen, in den kostbaren Gewändern, mit denen er sich für eine Aufführung im Städtchen für seine Glanzrolle, für seinen geliebten Egmont, geschmückt hatte. Der ganze Zauber seines Wesens, durch die Dichtung gelöst und erhöht, hatte aus diesem prunkvollen Rahmen gestrahlt. Aber damals hatte mit der Bewunderung der Stadtfreunde, die sein Spiel herbeigeloht, das Unglück begonnen.

Frau Menga beschah sich im Morgenlicht das nächtliche Orakel. Das Merkzeichen war herausgefallen, des Gatten Bild als Egmont im spanischen Prachtkleid, — das Bild bei den Goethe-Worten: eine Bitte um Verständnis für sein eigenes Wesen. „Daß uns die Freude am Schönen, du kannst uns nicht in Sad und Uebe steden.“ Ach, sie hatte sich ja auch ihm zuliebe geschmückt. —

Musik von fernher. Sie schüttelte das Sinnen ab. Trotz der Trauer erwartete sie Gäste, Verwandte von des Vaters

Seite, die sie nicht dieser fast einzigen Festfreude im Jahre berauben wollte, und nach alter Tradition sollte auch heute für Unangemeldete in der Casa Crestas der festliche Tisch gedeckt sein.

Als sie noch das letzte Silberbesteck herausholte, rührte draußen eine leichte Hand den Klopfer, und unerwartet stand Ludowika im Türrahmen, einen großen Strauß von roten Rosen und Nelken im Arm, so lieblich im schwarzen Kleide, den weißen Kranz auf dem hellbraunen Scheitel, wie Frau Menga sie noch nie gesehen hatte. Der helle Sommertag flutete mit ihr in den dunkeln Flur, und von ihren braunen Augen, die vor Freude über die gelungene Ueberraschung strahlten, zündete ein festliches Lichtlein in Frau Mengas verschattete Augen hinüber.

„Ist das schön, daß du gerade heute kommst! Ich durfte ja kaum hoffen!“

„Doch, Onda Menga, grad zum Fest wollte ich jetzt nach all der Trauer bei euch sein“, jubelte das Mädchen.

Es war eine mutterlose entfernte Verwandte Frau Mengas und deren Liebling, seit sie letztes Jahr ein paar Monate bei ihr als Haustochter gelebt und geschafft und beide sich das niegekannte Glück geschenkt hatten, eine mütterlich sorgende Hand zu spüren und eine liebe Mädchenhand halten und führen zu dürfen. Frau Menga hatte die eigene Tochter früh verloren und den einzigen Sohn in den letzten Jahren fast immer entbehren müssen.

Zusammen stellten die beiden Frauen Wikas Strauß auf den Tisch. „Jetzt ist doch Fest bei mir“, begrüßte Frau Menga nochmals den lieben Gast. „Jetzt hab ich doch ein Kind, da Fortunat nicht kommen kann. Er telegraphierte gestern abend —“

Sie hielt ihr das Telegramm hin und erhaschte auf Wikas Gesicht das flüchtige Schauspiel, wie ein glühendes Rot bis unter die weiße Stirne hinaufbrannte und jäh wieder erlosch. Was war das? staunte Frau Menga ganz befremdet, aber dann — Ludowika und Fortunat! War das nicht wie eine Offenbarung, eine Erfüllung? Nie hatte sie noch an diese Möglichkeit gedacht, die beiden Kinder — Nein, nein, sie mußte dem Wirbelsturm der Gedanken wehren, der sie schütteln wollte; aber der hatte schon den Grund aufgewühlt und ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen, so sehr sie sich auch äußerlich bemeisterte.

Arm in Arm schauten die beiden Frauen von einer Haustreppe auf dem Dorfplatz dem militärisch strammen Einzug der Jungmannschaft zu und genossen stolz den farbenrauschenden Augenblick, wie das Rot und Grün und Weiß und Gold der Fahnen vor dem Kirchlein im blendenden Licht sich hauchte, die Burschen in ihren weißen Hosen und dunkeln Kitteln die Gewehre schulterten und für die Geistlichkeit Spalier bildeten, bis alles Weiß und Schwarz der Gewänder und die bunteste Seide ins Dämmer des Kirchleins durch die enge Pforte versank und nur das weiße Kirchlein blendend im Blau des Himmels stand.

„Schön sind unsere neuen Fahnen“, lobten die Umstehenden zu Frau Menga, die die Seide gewählt und die Ausführung überwacht hatte.

„Siehst du, Wika“, drückte sie befriedigt den Arm der Begleiterin, „daß sie nicht zu bunt sind? So viel Farbe verträgt unsere Bergluft und dieser strahlende Sommer-

himmel. Und nur in der teuersten Seide leuchtete dieses Rot. Fortunat würde aber auch schelten, wenn wir gespart hätten.“

Während des langen Hochamtes hielt Frau Menga ihre Gedanken in strenger Zucht zusammen beim Gebet. Als kleines Mädchen hatte sie einst am Fest mit Inbrunst für die kranke Mutter gefleht, im festen Glauben, daß die Mutter Gottes sie erhören würde, wenn sie während der zwei Stunden mit keinem Gedanken vom Gottesdienst und ihrem Gebet abirrte.

Beglückt war sie nach vollbrachtem kindlichem Opfer heimgeißelt, die Mutter war gesund geworden, und sie hatte sich fürs Leben einen heimlichen Glauben erworben.

Es wurde still und gut in ihr, als sie jetzt der Gottesmutter ihren Sohn empfahl: „Bitt du für ihn, daß er den rechten Weg finde, den Weg heim, wo er alle seine Kräfte wird entfalten können, sich und vielen zum Segen.“

Wohl senkte sie unter der Wandlung ihr Haupt und schlug sich an die Brust: „Herr, nicht mein Wille, der deine geschehe.“ Ja, es sollte so sein, nicht ihr Wille. Aber im tiefsten Herzen war sie überzeugt, daß ihr Wunsch das Beste für ihren Sohn bedeutete, und so hoffte sie, daß ihr Wille auch der seine würde.

Als nach dem Gottesdienst die Prozession sich formte und Frau Menga als erste unter der letzten, der Frauengruppe, ans Licht trat, schlug ihr vom Platz unten aus dem dichten Gedräng der zwanzig Fahnen, der hölzernen, buntemalten Heiligen, der Chorröcke, Baldachine und Kirchenstandarten das helle „March!“ Curdins entgegen, der als Hauptmann die Burschen befehligte.

Was war ihr Fortunat vor Jahren für ein Hauptmann gewesen! Ihr Vater hatte als alter päpstlicher Oberst den Enkel eingedrillt, voll Stolz über dessen militärische Begabung, die er von ihm geerbt haben sollte. Aber sein „Nur schade, daß er nicht —“ hatte Frau Menga ihm schnell entzweigeschnitten. „Gott behüte, Vater, wir leben in andern Zeiten; jetzt brauch'ts im Frieden der Heimat Mannesmut und Tat.“ Und immer wieder hatte sie dem Sohn den Vatersvater in seinem staatsmännischen Wirken als Vorbild gepriesen. Bei aller Festlichkeit hatte doch aus Fortunats Kommando nicht dieses schneidend Befehlshaberische Curdins, sondern etwas kameradschaftlich Gütiges geklungen, wie in der beweglichen Stimme ihres Gatten, in der jede Gefühlswallung weiterlebte.

Unter Glockengeläute und Böllerschüssen, unter den Marschklängen der Breiler Musik zog die Prozession durchs Dorf, über die letzten Häuser hinaus auf die Felder und Wiesen, und je strahlender sich die Pracht der sommerlichen Bergwelt entfaltete, desto mächtiger ergriff es Frau Menga, wie ihr Volk alle sechzehn Heiligen aus der Kirche, die Mutter Gottes im brokatenen Staatskleid, das Allerheiligste in funkelnder Monstranz unter dem weißgoldenen Baldachin zu den Wohnstätten und über die Felder trug und geleitete, im kindlichen Glauben Gottes Segen und die viele mächtige Fürbitte zu erflehen, sich und die Heimat, alles Schaffen und Wachsen und Gedeihen unter höchsten Schutz zu stellen.

Frau Menga liebte dieses Volk mit den aus tiefem Lebenssinn erwachsenen Bräuchen, und sie spürte, wie auch

sie mit tausend Fasern darin wurzelte, mit ihrem Erinnern und Sein und Hoffen.

Mit der feierlichen Prozession im Gegenzug auf der großen Allmend schritt die Vergangenheit an ihr vorbei: So hatte San Sievi schon auf des alten Tumasch Schultern gefährlich schief geruht und nach dessen schwerem Tramp mit plumpem Ruck den Kopf gesenkt und wieder gehoben, als der kleine Fortunat, das Gesichtlein glühend vor wichtig frommem Eifer, dem Schutzpatron das Fähnlein voran getragen, nach altem Recht und Brauch ihrer Familie.

Aus dem Kleinmädchenhaufen mit dem prachtvoll satten Ton der Rotröcklein hatte sie selber einst unter dem weißen Kränzlein voll Stolz und Bewunderung zum Vater geblickt, der über dem Allerheiligsten in der Hand des Priesters wie ein frommer Ritter den weißgoldenen Baldachin getragen, und seit sie sich erinnern konnte, ging Barla Katrina im Gefolge der Mutter Gottes im selben feierlichen Schritt und trug den Ehrenkranz der Jungfrau auf dem weißen dünnen Scheitel so inbrünstig andächtig wie eine Braut.

Wie eine Braut! so schritt Ludowika unter der leichtern Last der Himmelskönigin, die in ihrem bauschigen Brokatkleid unter der Krone zu den Schritten ihrer Trägerinnen grüßend sich neigte, während die vier weißen Federbüsche ihres Baldachins nickten und wippen, bis einer vor Eifer ihr vor die Füße fiel. Frau Menga konnte den Blick nicht von dem bräutlich holden Mädchen wenden. Wenn doch Fortunat sie so sehen könnte! Und der Wunsch, dem sie am Morgen den Einlaß gewehrt hatte, nistete sich doch heimlich ein und begann ein Flüstern und Regen, daß Frau Menga die gefalteten Hände wie ruhegebietend an ihr Herz preßte.

Als der weite Kreis, der sich um das Allerheiligste geschlossen, auf die Knie fiel, die Musik schwieg, die Böller krachten, die Fahnen sich neigten und der Priester mit der Monstranz die Knienden und ihre ganze Heimat mit den Feldern und Wäldern, den rauschenden Bächen und den ragenden Bergen segnete, da wuchs der leise Wunsch Frau Mengas mit dem einen großen zusammen, dieser Heimat ihren Sohn zu schenken und ihm diese Heimat zum Wirken und Schaffen, wie es die Vergangenheit und Gegenwart ihm vorbereitet hatte.

Als sie sich von den Knien erhob, schaute sie unwillkürlich an den Ehrenplatz hinter dem Allerheiligsten, den heute ein auswärtiger Magistrat inne hatte. Dort sah sie schon den Sohn als Ehrengast seines heimischen Festes schreiten, von vielen Blicken stolz und dankbar begleitet, da er in der Sorge für die größere Heimat die kleine eigenste nicht vergaß.

Während Frau Mengas Gäste nach der Vesper sich im Dorf die Ständchen der Jungmannschaft vor den Häusern ihrer Schützer und Gönner anhörten, ging Frau Menga allein ihren Höhenweg durch die Felder. Es schnitt ihr ins Herz, wenn die Musik an ihrem Hause vorbeizog, um anderen den Ehrengruß zu blasen. Seit ihres Vaters Tod war die Casa Crestas ungeehrt geblieben, da ihr Gatte nur als Kranker in Breil gewohnt und hier nie ein öffentliches Amt bekleidet hatte.

Der helle Nachmittag war voll Musik, die bis in Frau Mengas Einsamkeit heraufwehte. Der Föhn zog ab,

felig verklärte sich die Bergwelt, und der Wandernden entgegen neigten sich rauschend die Kornfelder, silbern schimmernd die einen, von rötlichem Hauch übergoldet die andern. Die ganze festliche Pracht des Sommernachmittags in den Bergen drang auf sie ein. Sie setzte sich am Wegrand einem Kornfeld gegenüber auf einen Stein, dem Rhythmus der wogenden Aehren mit ihrem klopfenden Herzen folgend.

Ein singender Kindertrupp tauchte über den Aehren an der Wegbiegung auf, und plötzlich kam es ihr zu Sinn, daß sie an derselben Stelle einst als junge Witwe müde sich hingelegt und den Sohn allein hatte weiterziehen lassen. Noch erschöpft von der aufreibenden Krankenpflege und dem Schmerz um den Gatten, hatte sie kraftlos dem Arbeiten rings um sie zugesehen, und nie hatte sie ihr Witwenleid so bitter empfunden wie damals, allein am Wegrand, zusammengebrochen auf halbem, auf erst begonnenem Wege. Wo war das Glück geblieben, dem ihr Gatte sie durch die duftenden weißen Nelken zugeführt hatte?

Es war auch ein 15. August gewesen damals, und die Musik hatte alle Qual der Enttäuschung in ihr aufgewühlt, furchtbar, daß es sie auftrieb von ihrem Stein, irgendwo eine Hilfe zu suchen. Da tauchte über den silbrigen wogenden Aehren der dunkle Kopf ihres Buben auf. Schlank und aufrecht und stolz schritt er daher. „Mutter!“ rief seine helle Stimme, und von weitem streckte er ihr einen großen Strauß dunkelblauer Eisenhüte entgegen. Fortunat! Sie reckte den Arm aus, ihm entgegen, mit dem andern hielt sie sich am Haselstrauch ihr zur Seite. Und sie wußte plötzlich und fühlte es heute noch stärker als damals, daß in dem Buben da ihre Zukunft ihr entgegenkam durchs reisende Korn, ihre Hoffnung und Freude, der Sinn ihres Lebens und die Erfüllung alles dessen, was sie vom Gatten erwartet und was er ihr nicht hatte erfüllen können.

(Fortsetzung folgt.)

Gebet der Mutter.

„Herr, sieh mich an, — die Hände still gefaltet
Steh' ich vor dir und weiß das Eine nur:
Du bist mir nah! In meines Kindes Augen
Sah' ich ja stündlich deiner Güte Spur!

Herr, der du Segen gabst zu neuem Werden,
Der du uns Müttern vielfach Leben gibst —
O lehr' mich, immer, immer dran zu glauben,
Daß du uns Mütter stets am meisten liebst.

Sieh an mein Kind — ich schenk' es dir zu eigen,
In deiner Hut laß es geborgen ruhn.
Und laß mich immer, alle Tage
Mein Bestes für das teure Leben tun.

Gib alle guten Gaben, die mir zugehört,
Dem Kindlein in sein künft'ges Leben mit,
Und alles Leid, das es ertragen mühte —
O leg's auf meine Schultern, Herr ich bitt'!

Maria Dutli-Rutishauser.

N. B. Aus dem soeben erschienenen Gedichtbände „Durchs heimliche Land“.